

"Bauern im Industriestaat ..." von Werner Baumann und Peter Moser

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **54 (1999)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÄUERLICHE KULTUR

Bauern im Industriestaat

Soeben ist im Orell Füssli Verlag das Buch 'Bauern im Industriestaat – Agrarpolitische Konzeptionen und bäuerliche Bewegungen in der Schweiz 1918 – 1968' von Werner Baumann und Peter Moser erschienen. Was der/die Einzelne in der Regel nur ausschnittsweise wahrnimmt, wahrnehmen kann, ist hier im Gesamtzusammenhang dargestellt. Ein nicht unbedeutender Teil der schweizerischen Agrargeschichte ist auf dem Möschi geschrieben worden. Wir bringen in loser Folge einige Auschnitte aus dem erwähnten Buch. Sie können dazu beitragen, unsere heutige Situation als Bauern im Industriestaat besser zu verstehen. (Red.)



Verschränkung von Tradition und Moderne

Aspekte bäuerlicher Mentalität am Beispiel der Jungbauern

Die in der Zwischenkriegszeit dominierende Bauerntums-Ideologie wurde so wenig von Bauern gemacht wie die Agrarpolitik. Sie griff aber Elemente jener Kultur und Mentalität auf, die den Bauern zugeschrieben wurde – zugeschrieben, das heisst: Auch der Blick auf die bäuerliche Kultur und Mentalität und deren Bestimmung war geprägt von der Aussensicht meist bürgerlicher Intellektueller. Insofern hat Bourdieu recht, wenn er die Bauern zu jenen «classes dominées» (beherrschte Klassen) zählt, die nicht sprechen, sondern über die gesprochen wird. Nach Theodor Geigers bekannter Metapher ist Ideologie ein Gewand, Mentalität eine Haut: Den Bauern wurde nicht nur eine Tracht geschneidert, die dann häufig für genuin (echt, unverfälscht) bäuerlich gehalten wurde, auch die Haut, auf die sie passen sollte, war hauptsächlich in der Beschreibung der Schneider bekannt. (Davon handelt der erste Abschnitt dieses Kapitels. Auch im zweiten Abschnitt bleibt dieser Sachverhalt sichtbar, allerdings geht es dort um mehr.) Seltene Quellen geben uns ein Bild davon, wie sich gewisse Bauern in ihrer Haut fühlten: die Protokolle von örtlichen Jungbauerngruppen, die sich



weiterbildeten im Auftrag und unter Anleitung der Führung der Bewegung, d. h. vor allem von Hans Müller selbst. Sie erlauben einen Einblick in die Mentalität der bäuerlichen Basis, in die Verarbeitung von äusseren Einflüssen und deren Verknüpfung mit eigenen Traditionen, kurz: in dörfliche Werkstätten, in der bäuerliches Bewusstsein in der Zwischenkriegszeit fabriziert wurde und in der die Bauern Subjekte und Objekte zugleich waren. Sicher repräsentieren die Jungbauern nicht die Bauern, sondern eine Sondergemeinschaft, in der gruppendynamische Prozesse zeitweise eine grosse Rolle spielten. Andererseits ist wohl nirgendwo sonst so beharrlich die Frage thematisiert worden, was es heissen könnte,

in der Industriegesellschaft Bauer zu sein.

Der Blick von aussen und die Bauernkultur

Die Mentalität der Bauern ist seit Jahrhunderten Gegenstand von Erörterungen – meist waren es Philosophen und Schriftsteller, später Volkskundler und Aktivisten der Bauernkulturbewegung ebenso wie Nationalökonomien und Historiker, die sich über das Denken, die Psyche und die Verhaltensnormen der Bauern beugten. Aussagen über die bäuerliche Mentalität identifizieren häufig die Bauern mit ihren Führern, etwa dem Stadtbasler und Professor Ernst Laur, oder sie stützten sich auf Gotthelf oder

auf Heimatliteratur, von der es in neuerer Zeit neben der traditionellen, idyllisierenden auch eine kritische Variante gibt. Bei allem vermeintlichen oder tatsächlichen Realismus ist die Belletristik freilich eine problematische Quelle für die Mentalitätsgeschichte, weil sie ihren Stoff in bestimmter Absicht gestaltet. Sie hatte (und hat) entweder die Neigung, die bäuerliche Welt zur heilen Welt zu verklären, nach deren Mass die ganze Gesellschaft zu gesunden habe. Oder sie stellte dem die Schattenseiten entgegen, entlarvte die heile Welt als würgende Zwangsordnung und produzierte so ein neues Zerrbild. Zwischen der Ideologie des traditionsverhafteten Glücks im Winkel und der Karikatur der dumpfen Idiotie des

Landlebens gilt es nach Durchblicken auf die bäuerliche Realität zu suchen. Zunächst seien die traditionellen Sichtweisen und unsere Fragestellungen kurz erläutert.

Werner Moser, Mitte der 1930er Jahre als Lehrer und Referent auf dem Möschberg tätig, schrieb 1937 über «Grundzüge bäuerlichen Wesens». Sein Kernsatz lautete: «Der Bauernmensch lebt in Bindungen.» Gebunden sei er an den Hof, an seine Arbeit, an Menschen seiner Umgebung von der Familie bis zur Gemeinde, an seine Heimat, an Gott und an Überlieferungen, die nicht nur positiv wirkten – so habe etwa die Bauernverachtung der Gebildeten früherer Zeiten ein Misstrauen, ja eine Abneigung gegen Bildung erzeugt. Moser stützte sich bei seiner Charakterisierung auf Gotthelf und neuere Bauerndichter, auf deutsche Professoren, auf die Schweizer Historiker Georg C. L. Schmidt und Emil Dürr, auf den Ökonomen Fritz Marbach und den Volksbildner Fritz Wartenweiler, die sich ihrerseits z. T. wieder auf ältere Autoren beriefen. Allen solchen Betrachtungen über das bäuerliche «Wesen» – oder moderner: die bäuerliche Mentalität – liegt implizit die Vorstellung zugrunde, dass es, über die liberalen Agrarreformen des 19. Jahrhunderts hinweg, der Geschichte enthobene Grundzüge **des** Bauern gebe, oder wie der Ökonom Julius Landmann 1928 formulierte: «Der Bauer ist eine ewige Gestalt der Wirtschaft. Er war vor der feudalen Wirtschaftsordnung da und hat sie überdauert; er lebt heute in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und wird auch diese überdauern; aber in jeder Wirtschaftsordnung muss er sich der Umwelt anpassen. Durch Orga-

nisation in Einkaufs- und Verwertungsgenossenschaften hat er sich in die kapitalistische Wirtschaftsordnung eingefügt, und in der Umwelt des Hochkapitalismus hat der Bauer ein Scheckkonto, und Töchter, die seidene Strümpfe tragen. Und doch ist all dies wie ein Kleid, heute getragen, morgen abgelegt, und darunter unverwandelt der Bauer, der die gleichen Züge trägt bei Hesiod (altgriechischer Dichter) und bei Jeremias Gotthelf, vom Mittelmeer bis zur Nordsee ...» Hinter solchen Stereotypen stecken einerseits unzulässige Verallgemeinerungen, wie sie teilweise auch für andere soziale Gruppen gang und gäbe sind. Was der deutsche Verein für Socialpolitik schon 1911 feststellte – dass die Arbeiterklasse «keine im wesentlichen einheitliche Masse» sei –, gilt natürlich auch für die Bauern. Andererseits sind Versuche, gemeinsame Merkmale der Mentalität von sozialen Gruppen zu ermitteln, durchaus legitim. Meist versuchen sie Charakterprägungen von der Umwelt und Lebensweise herzuleiten, wie es der Aufklärer Christian Garve schon vor mehr als 200

Jahren vormachte: «Der Charakter der Bauern wird hauptsächlich durch zwei Ursachen bestimmt. Erstlich durch ihre Beschäftigung, die eine körperliche, schwere, einförmige Arbeit ist, und wenig Umgang mit Menschen anderer Stände veranlasst; zweitens durch ihr bürgerliches Verhältnis, nach welchem sie in einer ständigen Abhängigkeit von einem ihnen immer gegenwärtigen Herrn leben ...» Der zweite Umstand konfrontiere sie mit dauernder Verachtung, der erste führe zu eingeschränkten, aber richtigen Begriffen: «Sie kennen wenige Dinge aus Erzählungen, aus Nachrichten, aus Büchern: sondern alles, was sie wissen, haben sie mit Augen gesehen und mit ihren Händen betastet. [...] Dies alles nun führt zu dem, was man bon-sens nennt.» Schliesslich komme als dritter Umstand dazu, «dass sie sehr zusammenhängen», so dass sich unter ihnen ein «esprit de corps» bilde. Garve stimmte damit in den Chor über den bäuerlichen Traditionalismus ein, der vom 18. bis ins 20. Jahrhundert immer wieder dasselbe Lied sang: «Eines der grössten Übel ist die Ge-

wohnheit. Es hält hart, dasjenige zu verwerfen, was man von je an gesehen hat.»

Der Basler Historiker Emil Dürr leitete 1934 in ähnlicher Weise von der Lebensweise der Bauern nicht nur ihre Mentalität, sondern auch ihre politische Haltung ab: «Bauer sein heisst nun materiell an den Boden gebunden, der Scholle verhaftet sein, bedeutet bodenständig und sesshaft leben, wirkt sich seelisch in **Erd- und Naturverbundenheit** aus. Dementsprechend das typische innere Wesen und äussere Gebaren des Bauern: mehr instinktiv und organisch denkend als rational veranlagt, zur Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit statt zur Abstraktion geneigt [...]. Sein Lebensstil ist einfach und schlicht, seine Haltung genügsam und sparsam, Benehmen, Handlung und Ausdruck vorsichtig und bedächtig. [...] Aus all diesen Eigenschaften leitet sich auch sein Konservativismus und sein Sinn für das Herkommen ab.» Als «Kehrseite und Komplement zu jenen Tugenden» sah Dürr «Eigensinnigkeit, Querköpfigkeit, Engstirnigkeit, Grobheit, Ungeistigkeit»



Auffällig an all diesen Charakterisierungen sind die Stilisierungen, die selbstgewisse Beanspruchung der Rationalität durch die Beobachter und die Qualifizierung der Bauern als irrational sowie die unpräzise historische Verortung. Wir halten solche Pauschalisierungen für problematisch, vor allem dann, wenn sie noch auf ein paar wenige Klischees reduziert werden. Die vorangegangenen wie die folgenden Kapitel sind voll von Beispielen, in denen Bauern weder bedächtig noch konservativ handelten, obwohl es das natürlich auch gibt. Manche Episoden wie die folgende deuten allerdings darauf hin, dass die Skepsis gegen Neuerungen mehr dem fürsorglich-patriarchalischen Wohlwollen der landwirtschaftlichen Elite als dem Beharrungsvermögen der Bauern zuzuschreiben war. 1937 diskutierte die GSL die «Maschinen- und Geräteausrüstung auf dem landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetrieb». Der Referent warnte vor einem technischen Rückstand der Landwirtschaft im Vergleich zur Industrie und forderte, dass der Landmaschinentechnik in der Schweiz mehr Beachtung zu schenken sei. Er stiess auf Skepsis bei der grossbäuerlichen und agrarwissenschaftlichen Elite. Der Präsident der GSL, Oberst Bertschinger, äusserte sich vor allem kritisch zu den Traktoren, «denn nach seiner Ansicht grassiert unter unsern Bauern gegenwärtig eine Art «Motoreuseuche» die mit allen Mitteln zurückgedämmt werden sollte. Der spontane Beifall der Versammlung zu dieser Feststellung schien deutlich zu zeigen, wie die Stimmung über die landwirtschaftlichen Traktoren ist.» (laut Betriebszählung 1939 verfügten damals gesamtschweizerisch 3,4 % der Betriebe über Traktoren; im Kanton Zürich waren es 9 %: mehr als ein Fünftel bei den grossen über 30 ha, 3 bis 5 % bei den mittleren und kleinen. Die «Seuche» war also begrenzt.) Die Ablehnung der Traktoren wurde begründet mit mangelnder Rentabilität des Traktors für mittlere und kleinere Bauern, welche durch «die oft aufdringliche Tätigkeit der Maschinenvertreter» zum Kauf überredet würden. «Es ist bedauerlich zu sehen, wie kleinere Betriebe mit 8 bis 10 Kühen unbedingt der Meinung sind, ohne einen teuren Traktor nicht mehr auskommen zu können. Da wird viel Geld ausgegeben, wo aber die Rendite niemals gestattet, an den Maschinen nach kaufmännischen Grundsätzen jährliche Abschreibungen vorzunehmen.» Es ist schwer zu beurteilen, wer hier rational, wer traditional argumentierte – den Klischees des öffentlichen Diskurses entsprach diese Frontstellung jedenfalls nicht.

sowie «Misstrauen gegen die andern und vor allem gegen das Fremde (Xenophobie!) und das Neue». (...)

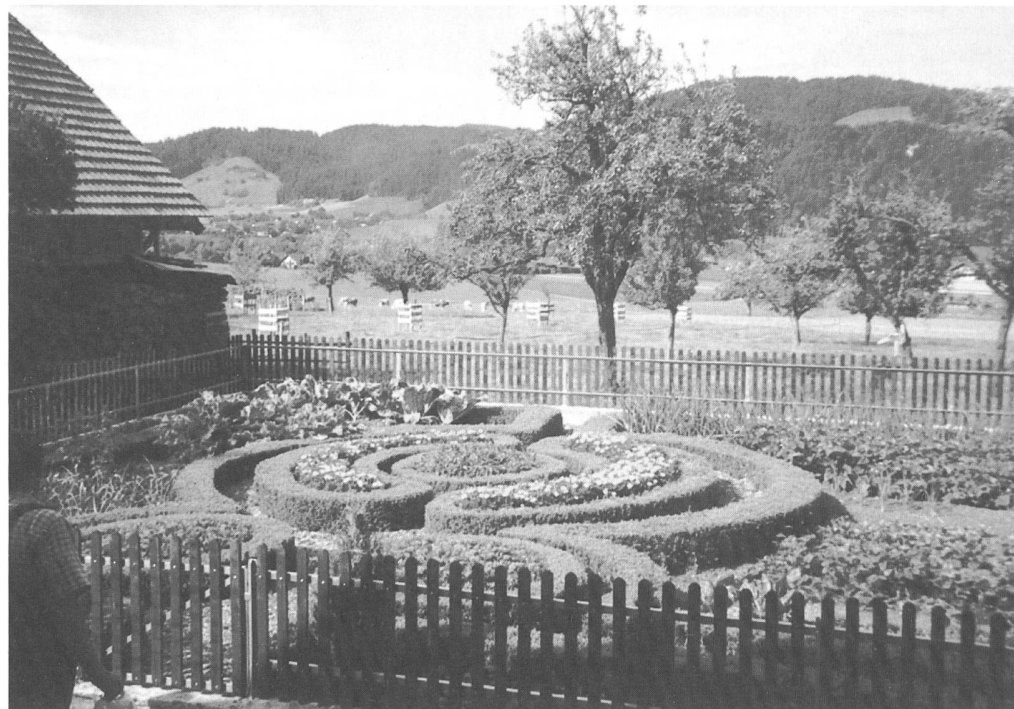
Denn im öffentlichen Bewusstsein blieb von allen Analysen dennoch hängen, dass die Bauern mehr als andere Bevölkerungsgruppen traditionsverhaftet seien. Politiker priesen dieses angebliche oder tatsächliche Festhalten am Alten je nach Bedarf eher als klug, wie Bundesrat von Steiger 1941 vor der Delegiertenversammlung des SBV: «Vom Kostbarsten, was der Bauer besitzt, ist sein gesunder Menschenverstand, sein ruhiges und kluges Abwägen und seine Verbundenheit mit der Natur.» Wenn es aber darum ging, eine neue Agrarpolitik durchzusetzen, wurde die selbe Eigenschaft von den Politikern eher als lästig empfunden. Dann galten Bauern als stur. So führte der wie von Steiger der BGB angehörende Roman Abt 1938 im Nationalrat aus: «Es gibt gerade bei der Bauersame immer gewisse Querköpfe, die [...] Vorschriften des Staates grundsätzlich sabotieren, und gegen solche Elemente muss man [...] sanften Zwang ausüben können, wenn sie sich wirklich störrisch zeigen.» Umgekehrt wurden die Bauern in andern Zusammenhängen wieder als naiv und leicht beeinflussbar dargestellt. An der Konferenz des Völkerbunds über das Leben auf dem Land wurden 1939 einige Reserven gegenüber der Verbreitung des Kinos auf dem Land festgehalten: Der Bauer würde sich leicht verwirren lassen durch Filme, zumal ihm seine Arbeit mehr Zeit zum Grübeln lasse und Eindrücke so länger anhielten – «il est moins préparé pour donner leur valeur relative aux scènes qui l'ont impressionné». Auf der andern Seite wurden die Bauern häufig durch ihre eige-

nen Führer glorifiziert. Radikale Jungbauern wie konservative BGB-Politiker schrieben ihnen bestimmte Tugenden wie Arbeitsfreude, christliche Lebensauffassung und Patriotismus zu und erklärten sie zur Grundlage des Staates. Wie stark diese Ideologie von Stereotypen lebte, macht allein die dauernde Verwendung der «Scholle» als Metapher für Natur und Heimat deutlich. Diese spielte gerade in der Schweizer Landwirtschaft eine kleine Rolle. Weder die Milchbauern im Tal noch die Viehzüchter in den Bergen brachen sie um, sie weigerten sich sogar lange, es zu tun – andererseits wurden gerade die Innerschweizer Viehzüchter immer mehr als Gründer der Schweiz gepriesen und ersetzt als historische Referenz die Bauernkrieger von 1653, die Laur in der Vorkriegszeit zu den Ahnen der modernen Bauernbewegung erklärt hatte.

Ebenso allgemein anerkannt wie gewisse Annahmen über den «bäuerlichen Charakter» war in der Zwischenkriegszeit die These von der «Blutaufrischung» der städtischen Bevölkerung durch die Zuwanderung des bäuerlichen Geburtenüberschusses: der linksliberale Paul Schmid-Ammann teilte sie ebenso wie der katholisch-konservative Bundesrat Etter, der nach dem Zweiten Weltkrieg, als das «Blut» diskreditiert war, den Bauernstand terminologisch gereinigt kurzerhand zum «Reservoir des Lebens» erklärte. Die konkreten Vorstellungen waren freilich oft vage bis konfus. So bezeichnete der Zürcher Bauernsekretär 1924 nicht nur die Bauern als «Jungbrunnen der Volksgesundheit», sondern alle Bewohner der Landschaft: «Wer aus dem

Bauernstände hervorgegangen ist oder auch nur von der Landschaft stammt, der trägt eine wertvolle Reserve an Gesundheit in sich.» War in der Argumentation meist der Beruf oder wenigstens die Herkunft das Kriterium für die «bäuerlichen» Eigenschaften, so konnte in Ausnahmefällen selbst davon abgewichen werden. In Howalds Trauerrede für den Stadtbasler LID-Redaktor Wagner steht der bemerkenswerte Satz: «Er war nicht Bauer von Geburt und Herkunft, aber Bauer, bäuerlicher Mensch durch Berufung.» Was bäuerlich war, bestimmte die agrarische Bildungselite. Das gilt genauso für den Bereich der bäuerlichen Kultur, die in dieser Zeit zum Feld verschiedener Aktivitäten wurde.

Sowohl Begeisterung als auch politische Interessen waren im Spiel, wenn Volkskundler und Bauernpolitiker sich in der Zwischenkriegszeit um die bäuerliche Kultur zu kümmern begannen, um sie zu erhalten, wiederzubeleben oder gar neu zu schaffen; man kann darin auch den Versuch sehen, auf die bäuerliche Mentalität einzuwirken. Die bäuerliche Kultur war zwar seit eh von der Stadt beeinflusst worden. Wie Howald 1939 am Internationalen Landwirtschaftskongress in Dresden ausführte, hatten die Bauern aber jahrhundertlang «das Kulturgut des städtischen Bürgertums selbständig verarbeitet und ins Bäuerliche umgebildet». Im 19. Jahrhundert hingegen «schlug der Bauer gewissermassen «den Weg zur Stadt» ein und gab seine Eigenart in Sitte und Brauch, in Kleidung, Wohnung und im dörflichen Gemeinschaftsleben nach und nach auf»; das führte – immer nach Howald – «zum kul-



turellen Zerfall des Dorfes, zur Dorf-Unkultur. Das Dorf vermochte demnach die neuen Produkte der städtischen Zivilisation nicht mehr zu assimilieren. Das führte auch zu einer Auflösung der festen Lebensform des bäuerlichen Menschen und zum Aufkommen eines ungesunden Individualismus. [...] Dem bäuerlichen Menschen ist gewissermassen seine Lebensgrundlage entzogen worden. Das führte weitherum zur Entbäuerlichung und damit zur geistigen Entartung.» Der Berner Oberländer Lehrer und Volkskundler Christian Rubi konkretisierte: «Die Postkutsche wich der Eisenbahn, der gemütliche Dorfet der politischen Zeitung und dem Vereinsleben, das Gebets- und Andachtsbuch der Rentabilitätsrechnung. Die Vorräte in Keller und Speicher wurden aufgehoben, und an ihre Stelle traten die Warenlager der Krämer und Handlungen.» Die Stadt lockte «mit ihrem Geflimmer», die Landflucht setzte ein. «Und wer der Scholle treu blieb, zu dem kam die Stadt heraus: die Kleider wurden städtisch, die Lieder kamen aus der Stadt, der «gute» Geschmack kam aus der Stadt, die Möbel kamen aus der Stadt,

die Stadt drohte das Land zu verschlingen.» Für Howald ergab sich daraus die Aufgabe: «Das bäuerliche Leben, das geistige sowohl wie das materielle, soll wieder wahrhaft bäuerlich werden. Der Bauer ist herauszulösen aus seiner vollständigen kulturellen Abhängigkeit von der Stadt, er soll sein Leben nicht ausschliesslich nach fremdem Vorbild sondern in erster Linie nach seinem eigenen Wesen führen und gestalten.» Wie in andern Ländern gab es auch in der Schweiz seit Jahren Bestrebungen in dieser Richtung: die mehr geistige Richtung verkörperte vor allem die Bauernheimat- und Bauernkulturbewegung, die mehr materielle das Heimatwerk und die Trachtenbewegung. Sie sollen im folgenden kurz vorgestellt werden.

Als der Berner Sekundarlehrer Hans Müller, Sekretär des «Verains abstinenter Schweizerbauern», in der zweiten Hälfte der 20er Jahre begann, die Bauernheimatbewegung (Jungbauern) aufzubauen, um «einer rein materiellen Gesinnung einen Damm entgegenzubauen», war er einerseits inspiriert von der skandinavischen und besonders der sudetendeutschen Bauern-

volkshochschulbewegung, andererseits ideologisch auch stark geprägt von Laur, der ihn 1928 einen «grossen Propheten des ländlichen Idealismus» nannte. Und noch 1937, auf dem Höhepunkt des Konflikts zwischen Jungbauern und dem SBV, schrieb Müller an Laur: «Sei versichert, dass ich mich in all den vergangenen Jahren von nichts leiten liess als von der Treue zu einer Ideenwelt, die auch die Deine ist.» Mit ihren Ortsgruppen, welche vor allem Bildung, Gemeinschaft und Freundschaft pflegten, trugen die Jungbauern viel zur Verbreitung des skizzierten Gedankenguts bei. Ihre Tagungen wurden von Tausenden besucht und die Versandbibliothek sorgte dafür, dass Bücher und Broschüren auch in die abgelegensten Bauernhaushalte kamen. Wie nie mehr seit der Jahrhundertwende fand auch Laur hier wieder grosse Auditorien für seine Botschaft. In früheren Jahren war seine schriftliche Belehrung auf weniger Resonanz gestossen; wenigstens hatten 1920 die Schaffhauser Bauernorganisationen das mangelnde Interesse beklagt, als sie ihren Sektionen empfahlen, Laurs «Bauernpolitik» an die Mitglieder abzugeben.



Berne - Bern

Die Initiative von oben war dann für die weitere Ausbreitung bauernkultureller Aktivitäten entscheidend – etablierte Organisationen versuchten damit die unliebsame politische Konkurrenz der Jungbauern in Schach zu halten. Im Kanton Bern, wo es zuweilen schwierig war, zwischen der BGB-Partei und dem Staat zu unterscheiden, war es der Kanton, der Mitte der 1930er Jahre die Förderung der Bauernkultur zu seiner Sache machte. Bauernkultur, die auch hier vor-

wiegend von Nichtbauern definiert und gefördert wurde, betraf nach den Worten von Regierungsrat Stähli «die geistige Einstellung ganzer Dorfschaften», war also auch von der Zielsetzung her keine «reine Bauernsache».

Dasselbe gilt in gewisser Weise auch für die mehr materiellen, ebenfalls an skandinavischen Vorbildern orientierten Bestrebungen. Das Heimatwerk, Ende der 1920er Jahre unter Mithilfe

des SBV aufgebaut, setzte sich zunächst zum Ziel, den Bergbauern durch die Wiederbelebung alter Heimarbeiten Winterarbeit und damit Bargeld zu verschaffen, aber auch ihre Selbstversorgung mit Gebrauchsgütern zu fördern. Es verband also wirtschaftliche Selbsthilfe mit der ideellen Bestrebung, die Bauern aus der kulturellen Abhängigkeit von der Stadt zu lösen. Die Wiederbelebung der Tradition erwies sich aber hier ebenso wie im Ideologischen oft als Erfin-

dung von Tradition. Das Innerschweizer Heimatwerk sah beispielweise seine Aufgabe «erschwert durch das Fehlen jeglicher Tradition von Heimarbeit. Nirgends liess sich auch nur an einen spärlichen Rest früher betriebener Heimarbeit anknüpfen. So musste vorerst der steinige und unfruchtbar scheinende Boden gelockert, das Interesse für Heimarbeit und Selbstversorgung durch Hinweis auf deren wirtschaftliche Vorteile und kulturelle Bedeutung geweckt werden.»

Und wie sehr auch diese Bewegung von einer gebildeten Elite dem Volk aufgepfropft wurde, erklärte der Jurist Ernst Laur jun., der Leiter des Heimatwerks, ohne Umschweife: «Doch wir erkannten [...], dass in unserem Bergvolk wenig schöpferische Fähigkeiten mehr vorhanden waren. Man hatte uns von der Volksseele gesprochen, die das Schöne von selbst hervorbringe; wir haben sie bis zum heutigen Tage nicht gefunden. [...] Nur wo gebildete, wissende Menschen dem Volke an die Hand gehen, kann es mit fleissigen Händen und oft kaum wissend, was es tut, das Schöne nachschaffen.»

Im Stil der vom Heimatwerk geschaffenen Gegenstände versuchte man moderne Funktionalität und traditionelle Form zu versöhnen. Neue Sachlichkeit und Bäuerlichkeit passten gerade besonders gut zusammen, meinte 1932 eine Autorin: «Der Moderne fragt nicht mehr zuerst: Wie sieht es aus?, sondern: Wozu dient es? Vom Vielvorstellen ist man vollends abgekommen. Man will nicht mehr scheinen, als man ist und hat gemerkt, dass Schein eben Trug ist und im Grunde keine Berechtigung hat.



Vaud - Waadt

Die Einfachheit am Möbel, am Gebrauchsgegenstand wird dagegen wieder mehr geschätzt. Ist das nicht auch so im wahren Bauernhaus? [...] Man hat in der Bauernstube das Zweckmöbel **längst schon** gepflegt.»

Ähnlich verhielten sich die Dinge in der ebenfalls von Laur jun. geführten Trachtenbewegung, wo wiederbelebte und neuerfundene Formen gemischt wurden, um bäuerliche Kultur zum Ausdruck zu bringen. Diese diente der Stärkung des Selbstbewusstseins und der Identität, wie der Bauernsekretär Laur 1931 erklärte (und die Realität gab ihm recht): Durch das Tragen der Tracht zeige die Bäuerin, «dass sie stolz darauf ist, eine Bäuerin zu sein», die Arbeitstracht könne auch «die hässlichen Ärmelschürzen und ähnliche proletarisch wirkende Kleidungsstücke» verdrängen. Daraus ergab sich eine propagandistische Wirkung: «Im öffentlichen Leben entscheiden nicht nur die Organisation und die guten Argumente, sondern auch gewisse Imponderabilien und Gefühlsmomente, die unvermerkt gesät und geweckt werden.»

Die Trachtenbewegung reihte sich ein in die seit der Jahrhundertwende wirksamen Bestrebungen bürgerlicher Kreise, die bäuerliche Kultur einerseits zu studieren (die Volkskunde, deren Gesellschaft 1896 gegründet wurde, war vor allem Bauernkunde), andererseits neu zu definieren, wiederzubeleben und in andere Schichten zu tragen. Mit der Gründung nationaler Verbände der Schwinger (1895), Hornusser (1902), Jodler (1910) und der Trachtenbewegung (1926) wurden die Bäuerinnen und Bauern vermehrt in den Nationalstaat integriert, wie diese Gründungen überhaupt ein



Appenzell

wichtiger Bestandteil des kulturellen «nationbuilding» waren. Andererseits bot die solchermassen homogenisierte Kultur der bäuerlichen Bevölkerung ein Stück weit einen Ersatz für den Verlust herkömmlicher Lebenswelten, den die Modernisierung mit sich brachte.

Die Trachtenbewegung wurde von ihrem eifrigen Anwalt Ernst Laur jun. als Kern einer neuen Bauernkultur gesehen. Die Tracht diene, schrieb er 1941, «dem Landvolk als Merkmal und Kennzeichen für eine neue, wahrhaft bäuerliche Lebensgestaltung. Die Tracht wird zum Massstab, der an das Haus, seine Einrichtung, seinen Schmuck, an die Lektüre, an die Geselligkeit, fast möchte man sagen an das ganze Tun und Lassen angelegt wird. Gewählter ausgedrückt: die Tracht wirkt stilbildend. Von ihr aus und um sie herum wächst immer sichtbarer eine neue, in sich gegründete bäuerliche Lebensart. Damit wird die Tracht zu einem der Angelpunkte einer kulturellen Eigenständigkeit, fast möchte man sagen eines Versuches der Befreiung aus demütigender Abhängigkeit.» Festzuhalten ist: Es ging um Schaffung von etwas Neuem, um die Neudefinition des Platzes der Bauern und Bäuerinnen in der

Industriegesellschaft. Das war nicht nur aufgepfropft, es konnte auch emanzipatorisch gedeutet werden. Nur so ist verständlich, dass die Jungbauern, die eine eigenständige bäuerliche Politik zu entwickeln versuchten, zu den eifrigsten Verfechtern der Bauernkultur gehörten. Die vor allem bei ihnen populäre Parole, dass der Landwirt wieder Bauer werden solle, zielte darauf, die von Howald oben zitierte «Entbäuerlichung» durch den Liberalismus insofern rückgängig zu machen, als ihm eine bestimmte Eigenständigkeit in der Industriegesellschaft eingeräumt werden sollte.

Die Funktionen der Ideologie und der geförderten Bauernkultur waren so sehr ähnlich: Identitätsstiftung, Stärkung des Selbstbewusstseins und Kompensation für die harte Arbeit, Gegengewicht zur Rationalisierung des Lebens und Beeinflussung der Öffentlichkeit – anders gesagt: Es ging darum, die Bauern bei der Stange zu halten und Goodwill für sie zu schaffen. «Glaubt mir, unter dem Dache des Kleinbauers wohnt mehr Glück als im Miet- und Arbeiterhaus in der Stadt», rief Laur 1928 den Bauerntöchtern zu, und den gebildeten Ständen erklärte er

im Handbuch der Volkswirtschaft in einer schon fast marxistischen Denkfigur, dass das menschliche Glück – Ziel der Wirtschaftspolitik – auch abhängig vom Milieu und den wirtschaftlichen Verhältnissen sei: «Es genügt nicht, dass die Menschen durch Belehrung, Erziehung und Beispiel zum Guten gelenkt werden; es muss auch für irdische Bedingungen und Verhältnisse gesorgt werden, in denen die Entwicklung und das Leben der Seele gedeihen. [...] Kein anderer Beruf bietet für die körperliche, geistige und seelische Gesundheit und Entwicklung der Menschen bessere Voraussetzungen als der des Bauern. Es ist nirgends leichter, ein guter Mensch zu werden, als in der Stille der Dörfer und Höfe.» Die Bauernbewegung sei deshalb «mehr als die Vertretung der Standesinteressen», die Erhaltung der Landwirtschaft mehr als Selbstzweck, sie stehe «im Dienste der Wohlfahrt des ganzen Volkes» und bilde letztlich die «Voraussetzung für den Bestand des Vaterlandes». Einmal mehr wird hier der gesellschaftspolitische Anspruch deutlich, den nicht nur die Agrarpolitik erhob, sondern der auch in der Bauerntumsideologie steckte.

Fortsetzung folgt